

Eine neue Ästhetik

Autor(en): **Eggli, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **28 (1986)**

Heft 4: **Gegen Ästhetik**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine neue Ästhetik

von Ursula Eggli

Ursula Eggli hat als Begründerin des Ce Be eF, als Vortragsreisende und als Schriftstellerin viel zur Wandlung des Bildes der Behinderten in der Öffentlichkeit beigetragen. Dass dieser Prozess noch längst nicht abgeschlossen ist, zeigt sie im folgenden Beitrag.

Behinderte sind hässlich . . .

Mit einer Freundin betrachte ich Fotos. Das erste ist die Portraitaufnahme einer jungen, hübschen Frau. Ein blasses, schmales Gesicht, blonde Locken. Durchaus den Schönheitsnormen einer deutschen Durchschnittsfrau entsprechend. Das nächste Foto zeigt dieselbe Frau als Taillebild. Sie scheint auf einem Stuhl zu sitzen. Erschreckt wird mein Blick angezogen von einem mächtigen Busen. Dicke, fette Arme – sind zu gross, um in den Rahmen des Fotos zu passen. Sie verdecken den Hintergrund und sind vom Fotografen an den Seiten abgeschnitten. Auf dem dritten Bild sehe ich die ganze Frau. Gewaltige Beine beherrschen das Bild, ein gewaltiger Busen, gewaltige Arme. Das hübsche Gesicht wird kaum mehr wahr-



genommen, klebt wie ein aufgesetzter Fremdkörper auf dem massigen, von Elephantitis verformten Körper. Niemand wird mehr die Frau als gutaussehend betrachten und ich muss auf das erste Foto zurückgreifen, um das schreckliche Bild der Frau zu relativieren.

Uns geht es doch im Allgemeinen umgekehrt, wenn wir auf Behinderte zugehen. Ich schliesse mich da, obschon selbst behindert, nicht aus. Wir erleben die Begegnung nicht in der Reihenfolge, wie mit den Fotos beschrieben. Unser erster Eindruck betrifft nicht das vielleicht hübsche,

vielleicht interessante, vielleicht einfach der gewöhnlichen Norm entsprechende Detail, sondern das Ungewöhnliche, das Abnorme; der verwachsene Rücken, die zuckenden Beine, der verkrampfte Gesichtsausdruck. Und schon widerspricht der Behinderte dem ästhetischen Empfinden. Es wirkt störend in unserem, auf Normen trainierten Blick. Das ungewohnte Aussehen verunsichert. Wir spüren Rückzugstendenzen und suchen Gründe dafür. Meist nehmen wir dann die erstbesten, die sich gerade aufdrängen, z.B. Behinderte sind nicht schön. Sie sind hässlich, Krüppel. Sind sie nicht darum vielleicht sogar böse, bestraft für ihre Sünde oder die Sünde ihrer Eltern?

Hässliche Menschen müssen böse sein . . .

In jahrhundertalter Tradition haben wir uns daran gewöhnt, dem Behinderten seinen Platz zuzuweisen. Behinderte sind die verkrüppelten, angsteinflößenden Gestalten, die sich bettelnd um den schönen Jesus scharen. Als graue Masse grauer, schmutziger Elendsgestalten erscheinen die Behinderten auf so vielen alten Bildern, namenlos. Und sind sie nicht namenlos, dann sind sie böse: die bucklige Hexe, der ungeschlachte Troll, Rumpelstilz-

chen, Zwerg Nase. Quasimodo, der Glöckner von Notre-Dame, hat durch seine Ungestalt die Gemüter der durchschnittlich Wohlgestalteten in Unruhe versetzt. In Märchen und Literatur erfahren wir es immer wieder: hässlichen, verkrüppelten Menschen ist zu misstrauen.

Galt der Behinderte früher a priori als böse, weil hässlich, weil nicht der Norm entsprechend, haben wir uns heute angewöhnt, solche Klischees mit unserem Mitleid, unserer Nächstenliebe, unserer Bewunderung zu umhüllen und neue Klischees zu schaffen. Die aus Unsicherheit resultierenden Abweisungen sind differenzierter, humanisierter, aber vielleicht deswegen nicht weniger verheerend. Der Behinderte wird nun nicht mehr nur als «böse» auf die Seite geschoben oder sogar verfolgt, sondern es wird versucht, ihn den (übrigens sehr veränderlichen) Normen anzupassen – die Therapien wurden erfunden. In Therapie soll der Behinderte (und nicht nur er) dazu gebracht werden, sich den andern anzugleichen, er wird angeglichen. Bewegungsabläufe werden von der Therapie verändert, den gewohnten Bewegungsabläufen ähnlich. Verhaltensmuster werden eingeübt, dem Normalverhalten ähnlich. Niemand stellt das Normalverhalten und die Normalbewegun-

gen in Frage, obschon beides übernommen ist und oft sogar manipuliert wurde.

Ich denke hier vor allem an die geistig Behinderten, denen eine Ästhetik des Umgangs, des Verhaltens antrainiert wird, die sehr verarmt sein kann gegenüber ihrem ursprünglichen, natürlichen Verhalten (z.B. umarmen, schreien, singen, masturbieren). Das Training, die Therapie dient dazu, den Behinderten soweit anzugleichen, dass er niemanden mehr stört durch sein ungewohntes Verhalten oder Aussehen. Und damit das Ganze einfacher geht, schafft man Institutionen, Therapiesuperghettos, Sonderschulen. Und damit hat man dann gleich noch ein anderes Ziel erfüllt. Vordergründig will man den Behinderten helfen, sich anzupassen, sich zu rehabilitieren, unsere Normen zu erfüllen. Hintergründig, und sicher oft unbewusst, geht es aber darum, alle jene, nicht der Norm entsprechenden, hässlichen, unnützen Menschen irgendwo zu versorgen, wo sie nicht mehr stören.

Damit wir sie nicht mehr als stetige ästhetische und moralische Provokation vor Augen haben. Behindertenheime, Sonderschulen, Altersheime, Gefängnisse, psychiatrische Kliniken sind meist irgendwo ausserhalb der Stadt oder von hohen Mauern umgeben.



Rita e Kuschall

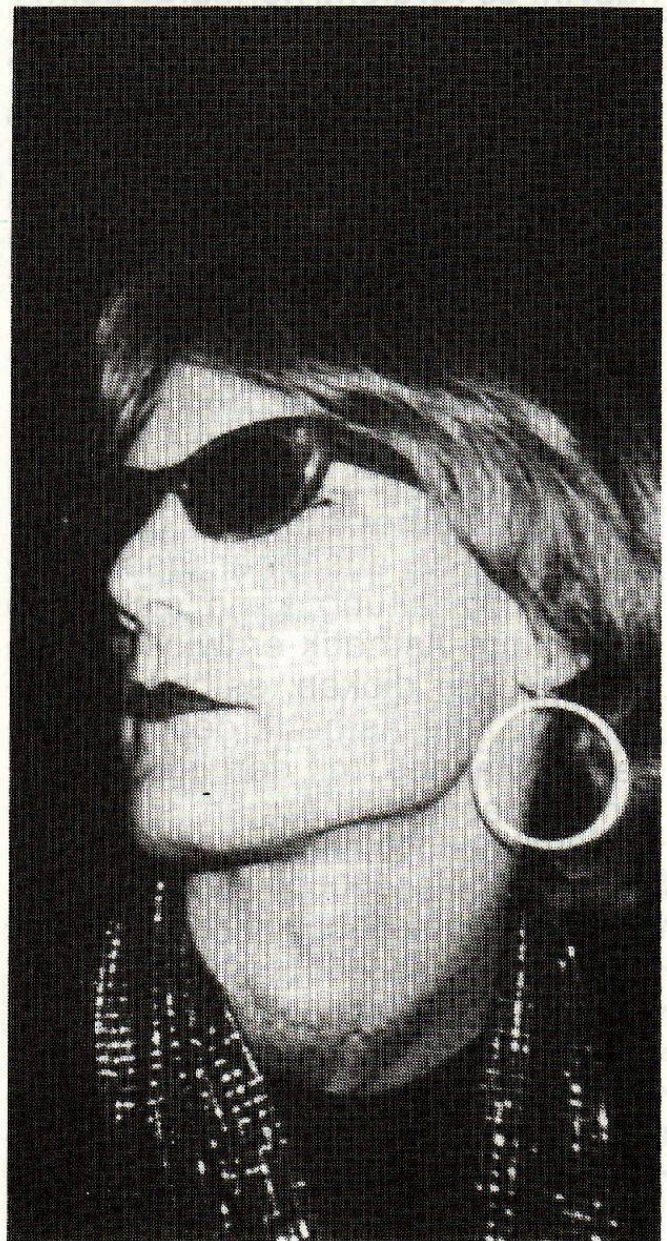
Tragischerweise, aber auch zwangsläufig, hat ein Grossteil der Behinderten dies noch nicht so klar erkannt, oder, wenn sie es erkannten, noch nicht die Kraft gefunden, sich dagegen zu wenden. Die meisten Behinderten, die ich kenne, versuchen, wenn sie nicht gerade in Resignation verfallen, möglichst hübsch, möglichst leistungsfähig, möglichst der Norm entsprechend, möglichst «normal» zu sein. Sie lassen sich in gefährlichen Operationen Rücken strecken, schmerzhaftes Korsetts verpassen, arbeiten über ihre Kräfte und träumen von Mann/Frau und Heim, einem eigenen Gärtchen, zwei Kinder – normal – normaler als der Normale.

Dabei werden sich für die meisten behinderten Menschen diese Träume nie erfüllen. Trotz Korsetts werden sie nie gerade und sportlich, trotz Anstrengungen und Talenten gehören sie selten zu den Grossverdienern, trotz normaler Sexualität und Beziehungsfähigkeit finden sie kaum einen Partner.

Die neue Ästhetik

Ein Teil der neuen, emanzipatorischen Behindertenbewegung versucht heute, radikal einen Schritt in entgegengesetzter Richtung zu machen. Wir wollen uns nicht mehr anpassen an die unerreichbaren

(und nicht nur für Behinderte!) Wunschnormen, sondern wir wollen uns selber akzeptieren, unser verkrüppeltes, schwaches Bein, unseren nicht den Normen entsprechenden Körper.



Wir Freaks (Schaukrüppel, Andersartige, Ausgestossene) drehen den Spiess um und fragen: – ist es nicht langweilig, so normal zu sein? Was ist an eurer Norm so Tolles? Und wie habt ihr es verdient, normal zu sein?? Ist die Schönheitsnorm, die Ästhetik, nicht ohnehin etwas sehr relatives? In arabischen Ländern gilt «dick» als schön, in afrikanischen Stämmen langgezogene Lippen und in China einst verkrüppelte Füsse. Wir wollen von uns selber ausgehen, von unserem Wohlsein, Wohlfühlen.

Ich bin schön, trotz meines krummen Rückens und den dicken, lahmen Füssen und den 4 Rädern am Hintern. Ich bin schön, weil ich mich selber bin.

Und siehe da, aus einer ursprünglichen Trotzhaltung kann sich eine ganz neue Ästhetik entwickeln, die Ästhetik der dicken, selbstbewussten Frau, die Ästhetik des verkrüppelten Mannes, mit den interessantesten interessierten Augen, sogar die Ästhetik der Rollstühle und Stöcke. Behinderung kann auch effektiv eine neue Ästhetik schaffen, nicht nur durch Umdenken und Umgewöhnen. Ich erinnere mich an die Vorführung einer Taubstummlehrerin. Sie übersetzte den Text eines Liedes in die Handsprache der Gehörlosen; unendlich schöne, ausgewogene Bewegungen ergeben eine Ver-

ständigungsmöglichkeit über die Grenzen hinweg. Oder der athletische Körper eines Behindertensportlers, der mit seinen blitzenden Rädern zu einer Einheit verwachsen über das Sportfeld flitzt, schneller und ausdauernder als der Kollege auf 2 Beinen.

Ästhetik hat sehr viel mit Gewohnheit zu tun. Aber auch mit Mode, Modeströmungen, Zeitgeist. Man kann sich gewöhnen an ein nicht-der-Norm-entsprechendes, abweichendes Aussehen. Man kann ein nicht-der-Natur-entsprechendes Aussehen oder Verhalten sogar prägen und als schön, sexi oder ästhetisch empfinden. Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass unter Umständen ein cleverer Rollstuhlwerbemann den Rollstuhl als schnittiges, elegantes Accessoire lancieren könnte. Alle würden in einer plötzlich rollstuhlgerechten Umwelt mit Rollstühlen in allen Farben und Formen herumfahren und über die ästhetischen Schwünge eines Rollstuhlrades philosophieren. Dies wäre dann immer noch eine vergleichsweise harmlose Spinnerei, gemessen an den gefährlichen Korsetteinschnürereien einer früheren Mode oder den fusse- und rückenverkrüppelnden hohen Absätzen unserer Zeit. ■